

Abonnements:
Monatlich 55 Pfennig ausschließlich
Trägerlohn; durch die Post bezogen
bei Selbstabholung vierteljährlich
Mark 2.10, monatlich 70 Pfennig.
Erscheint an allen Wochentagen
nachmittags.

Telegramm-Adresse:
„Volksstimme, Frankfurt/Main“.
Telephon-Anschluß:
Amt Hansa 7435, 7436, 7437.

Volksstimme

Inserate:
Die Gebalts-Preisliste ist bei 15 Bg.,
bei Wiederholung Rabatt nach Tarif.
Inserate für die tägliche Nummer
müssen bis abends 8 Uhr in der Ex-
pedition Wiesbaden abgegeben
sein. Schluß der Inseratannahme
in Frankfurt a. M. vorm. 9 Uhr.

Postfachkonto 529.
Union-Druckerei, G. m. b. H.
Frankfurt a. M.
(nicht „Volksstimme“ adressieren!)

Sozialdemokratisches Organ für Wiesbaden-Biebrich-Rheingau, Lahntal, Westerwald

Verantwortlich für Politik und Allgemeines: Richard
Wittich, für den übrigen Teil: Gustav Hammer,
beide in Frankfurt a. M.

Separat-Ausgabe für Wiesbaden
Redaktion, Verlag und Haupt-Expedition: Frankfurt am Main, Großer Hirschgraben 17.
Redaktionsbüro: Wehrstr. 49, Telephon 1026 — Expedition: Wehrstr. 9, Telephon 3715.

Verantwortlich für den Inseratenteil: Georg Maier. —
Verlag der Volksstimme Maier & Co. — Druck der
Union-Druckerei, G. m. b. H., sämtl. in Frankfurt a. M.

Nummer 142 Montag den 21. Juni 1915 26. Jahrgang

Drei Fronten im Vormarsch auf Lemberg.

Engländer über den Unterseekrieg.
Die amerikanischen Zeitungen reden ihren Lesern ein, daß es sich bei dem Kampfe der deutschen Tauchboote gegen den englischen und französischen Handel um ein wildes, verzweifelter, schlecht überlegtes Wagnis Deutschlands gegen seine Feinde handle. Wer aber in der Vergangenheit die Debatten über die Verwendung der Tauchboote im Kriege auch nur einigermaßen genau verfolgt hat, wird erkennen, daß dies eine durch-
aus verkehrte Auffassung ist. Lange vor dem Kriege rechneten tonangebende Seemächte aller Flottenmächte mit der Art der Handelsvernichtung, wie sie zurzeit von Deutschland betrieben wird. Und nicht nur rechnete man damit, man fand sie auch ganz in der Ordnung. Unter diesen Offizieren ist keiner bekannter als der englische Admiral Sir Percy Scott, der noch wenige Wochen vor dem Kriege diese Ansicht offen ausbrach. Dieser verdienstvolle Offizier und geniale Erfinder auf dem Gebiet des Wassermines, von dem seine Landmine ver-
sichert, daß er im Burenkrieg den Engländern Südafrika gerettet habe, befand sich beim Ausbruch des Krieges im Ruhestand, wurde aber, als die deutschen Unterseeboote gegen die englischen Kriegsschiffe zu wirken begannen, zur Admiralität berufen, wo er, wie man annehmen kann, eine leitende, wenn nicht die leitende Stellung einnimmt. Wenn Sir Percy Scott seit dem Monat Juli des letzten Jahres seine Ansichten nicht geändert hat, muß man annehmen, daß wenigstens die eng-
lische Admiralität die Kriegführung der deutschen Unterseeboote nicht als einen „Mißfall in der Barbarei und Seeräuber-
erei“ betrachtet und dem deutschen Handel das gleiche zu-
fügen würde, wenn sich die Gelegenheit dazu böte.
Die Diskussion über die Verwendung der Tauchboote, die Sir Percy Scott im Monat Juni des letzten Jahres durch einen in den Londoner „Times“ veröffentlichten Brief ein-
leitete, erregte damals große Aufmerksamkeit und fand in der Presse der ganzen Welt ein lautes Echo. Es wird unter den jetzigen Umständen interessant sein, die Auszüge kennen zu lernen, die ein Mitarbeiter der Wiener „Arbeiterzeitung“ — es ist offenbar ihr alter Londoner Korrespondent — aus jener
Erörterung darstellt. In seinem Briefe, den die „Times“ brachten, erklärte Sir Percy Scott unter anderem: „Die Ein-
führung der Tauchboote, die unter dem Wasser schwimmen, hat nach meiner Meinung die Möglichkeit der Schiffe, die auf dem Wasser schwimmen, gänzlich beseitigt. Tauchboote
und Flieger haben den Seekrieg gänzlich revolutioniert. Keine Flotte kann sich vor dem Auge des Fliegers verstecken, und
das Tauchboot kann einen tödlichen Angriff selbst in hellem Tageslicht unternehmen.“ Ueber die Ausichten der Schiffahrt
im allgemeinen während eines Krieges schrieb er: „Bei Nacht
oder Tag, bei schönem oder stürmischem Wetter müssen die
Tauchboote aufbrechen, um ihre Beute zu suchen; wenn sie sie
finden, ist sie dem Untergang geweiht und sie geben keinen
Vordruck; sie können sie nicht entern und sie wie in der alten
Zeit als Waise fortzuführen; sie warten nur, bis sie versinkt, und
kehren dann nach Hause zurück, ohne selbst zu wissen, wieviele
menschliche Wesen sie in die Tiefe geschickt haben.“
Dies wurde, das muß man festhalten, von einem eng-
lischen Admiral geschrieben, und zwar kurz vor dem Kriege;
er wollte damit nicht etwa die Wirksamkeit seiner besonderen
Waffe herausheben, denn seine Tätigkeit liegt fast aus-
schließlich auf dem Gebiet des Geschützwesens. Indem er die
Vorherrschaft des Tauchbootes in einem künftigen Seekriege,
der so bald kommen sollte, hervorhob, erklärte er vielmehr sein
besonderes Handwerk für bankrott. Seine erklärenden An-
gaben wurden damals viel kritisiert, nicht allein in England,
sondern auch namentlich in Deutschland, in Frankreich und
Amerika. Gegen den angekündigten Krieg der Tauchboote
gegen den Handel des Feindes richteten sich namentlich zwei
Kritiker: der Admiral Bacon und der Soldat Lord Enderham.
Der Admiral Bacon schrieb, daß die Idee, Handels-
schiffe mit Tauchbooten anzugreifen, barbarisch sei. Worauf
ihm Sir Percy Scott in den „Times“ vom 10. Juli 1914 er-
widerte: „Neder Krieg ist natürlich barbarisch;
aber im Kriege ist es die Pflicht des Feindes, seinen Wider-
stand zu überwinden; um dies zu erreichen, greift er ihn dort
an, wo er am verletzbarsten ist, und unsere verwundbarste
Stelle ist unsere Rohstoffzufuhr, und Seefahrt. Das Tauch-
boot hat eine neue Methode, diese Zufuhr anzugreifen, einzu-
föhrt. Werden Geschiffe der Menschlichkeit unseren Feind
dabei abhalten, sie zu belästigen?“
Lord Enderham hatte geschrieben:
„Das Modern von Kriegen auf der See ist ein altes Kriegs-
recht. Das Recht, sich nicht widerstehende Schiffe zu töten,
die ihrem friedlichen Verkehr nachgehen, ist nie anerkannt worden.
Tauchboote können nicht versenken und müssen zerstören. Ich glaube
nicht, daß das Gewissen der Welt im 20. Jahrhundert auch mit
einem Ansehen ein Vorgehen dulden würde, das bisher nur mit
der Seeräuberei in ihrer schmutzigsten Gestalt im Zusammenhang
gebracht wurde. Genau abgesehen von Missfällen auf die Mensch-
lichkeit, haben wir triftige Gründe zu der Annahme, daß dieser Miß-
fall in die Welt der Menschlichkeit nicht hineingeht, die sich so
weit erniedrigt, und ich zweifle, ob Sir Percy Scott diesen Teil
seines Programms durchführt.“

Darauf antwortete ihm Scott: Dies betrachte ich als eine
gefährliche und höchst irreführende Lehre, weil sie geeignet ist,
dem britischen Publikum den Glauben einzuföhren, daß seine
Rohstoffzufuhr in Kriegszeiten sicher sein wird. Um
ihre Richtigkeit darzutun, will ich folgenden Auszug aus einem
von einem ausländischen Seeoffizier geschriebenen Brief mit-
teilen:
„Wenn wir in den Krieg ziehen mit einem Inselreich, das in
bezug auf seine Nahrung von der überseeischen Zufuhr abhängt, wür-
den wir danach sehen, daß diese Zufuhr unterbunden wird. Bei der
Kriegserklärung würden wir dem Feinde mitteilen, daß er seine
beim Seehandel verkehrenden Rauffahrtschiffe warnen muß, sich der Insel
zu nähern, da wir eine Blockade mit Minen und Tauchbooten
herstellen. Ähnlich würden wir die Neutralen davon in Kenntnis
setzen, daß eine derartige Blockade hergestellt worden sei und daß
ihre Fahrzeuge, wenn sie sich der Insel nähern sollten, sich der Ge-
fahr aussetzen würden, durch Minen oder Tauchboote zerstört zu
werden, und dies deshalb auf eigene Gefahr hin unternehmen.“
Sir Percy Scott kommentierte dies wie folgt: „Eine derartige
Proklamation würde nach meiner Ansicht vollkommen in der Ord-
nung sein; und wenn ein britisches Schiff oder wenn neutrale
Schiffe, nachdem die Proklamation erlassen, diese außer acht lassen
und versuchen, die Blockade zu durchbrechen, könnten sie nicht be-
anspruchung, dem feindlichen Versuch nachzugehen, der von Lord Ender-
ham erwähnt wurde, und wenn sie bei dem Versuch versenkt würden,
so könnte dies nicht als ein Mißfall in der Wildheit oder die Seeräuber-
erei in ihrer schmutzigsten Gestalt bezeichnet werden. Wenn
Lord Enderham nachsehen will, wie es gewöhnlich den Blockade-
läufern nach Charleston während des Bürgerkrieges in Amerika
ging, glaube ich, wird er finden, daß die Blockadekreuzer selten Ge-
weissensschiffe hatten, wenn es sich darum handelte, auf Fahrzeuge
zu schießen, die sie hatten, oder sie an den Strand zu treiben und
sie selbst dann, wenn sie gestrandet waren, mit Granaten und Kar-
tuschen zu pfeifern. Die Mine und der Torpedo des Tauchbootes
werden höhere Abschreckungsmittel sein. Der Handel ist gefährlich.
Es brauchen nur ein oder zwei Schiffe versenkt zu werden, um die
Rohstoffzufuhr des Landes zu unterbinden.“
Was Sir Percy Scott in der angeführten Korrespondenz
voraussetzt, ist zum guten Teil eingetreten. Allerdings hat
er sich mit der „Möglichkeit“ des Handels verrechnet. Wenn,
wie heute, bei der Verschiffung von Frachten ein hoher Ge-
winn loht, da ist der Handel nicht gefährlich; die Händler ris-
sieren ihr Leben ja nicht. Auch der Proletariat zur See muß
leben, ob es Krieg oder Frieden ist, und für ein paar Dollar
mehr trägt schon mancher seine Haut zu Markte. Doch zur Be-
leuchtung der gegenwärtigen Situation bedarf diese Korre-
spondenz keines Kommentars. Sir Percy Scotts Erklärung,
daß die Versenkung von Handelschiffen durch Tauchboote
durchaus in der Ordnung sei, und daß dies weder
Barbarei noch die schmutzigste Seeräuberei wäre, beweist, daß
die eine Nation der anderen in der Art der Kriegführung
wenig oder nichts vorzuziehen hat.

London, 20. Juni. (W. B. Nichtamtlich.) Die Admi-
ralität teilt mit, daß das deutsche Unterseeboot,
dessen Versenkung am 25. März mitgeteilt wurde, von einem
britischen Kriegsschiff versenkt worden ist.
London, 20. Juni. (W. B. Nichtamtlich.) Der Dampfer
„Alibi“ aus Leith ist torpediert worden.
Newport, 20. Juni. (W. B. Nichtamtlich.) Gegen den
Deutschen Stahl auf dessen eibliche Auslage, daß er Kanonen
am Bord der „Susitania“ gelassen habe, die deutsche Pot-
schaft Vorstellungen bei Wilson erhoben hat, ist das Haupt-
verfahren wegen Meineids beschlossen worden.

Unterseeboote vor den Dardanellen.
Berlin, 20. Juni. (W. B. Nichtamtlich.) Die „V. Z.“
gibt eine Unterredung ihres Konstantinopeler Korrespondenten
mit dem kürzlich durch den Orden Pour le mérite ausgezeichneten
Kommandanten von „U 21“, Kapitänleutnant Gerling,
wieder, der am 15. September 1914 den britischen Kreuzer
„Pathfinder“ und sodann fünf englische und französische
Frachtdampfer versenkte und im Mai die britischen Linien-
schiffe „Triumph“ und „Majestic“ in den Dardanellen torpe-
dierte. Gerling erzählt: Wir verließen den Heimathafen am
25. April und kamen vor den Dardanellen am 25. Mai an.
Als wir Gibraltar erreichten, sind wir keinem britischen
Schlachtschiff begegnet, trotzdem wir den größten Teil der
Kahrt an der Oberfläche zurücklegten. In der Nähe von
Gibraltar bemerkten wir einen großen englischen Zerstörer,
find aber während der Nacht und in den ersten Morgenstun-
den über Wasser sozulegen mitten hindurch gefahren. Die
Engländer entdeckten uns, als wir außerhalb Gibraltars
waren, doch wir tauchten unter und entkamen unversehrt. Ein
ähnliches Erlebnis hatten wir in der Nähe des französischen
Kriegshafens Wlerra. Als wir das Ägäische Meer erreich-
ten, machten wir uns sofort an die Arbeit, indem wir am
25. Mai frühmorgens den „Triumph“ zerstörten. Ein briti-
scher Zerstörer ging gerade über uns hinweg; wir konnten
deutlich die Propeller des Zerstörers hören. Am 27. Mai ent-
deckten wir den „Majestic“ dicht an der Küste. Ich sah mit-
tels Fernrohr, daß die Mannschaft des „Majestic“ gerade ihr
Mittagsessen aßen, als wir herankamen, ob ich der Mannschaft
nicht zu nahe käme, sagte mir

aber, es sei meine Pflicht, unverzüglich zu feuern. Die
„Majestic“ war von 10 Transportschiffen umgeben. Ich
mußte schräg feuern. Als wir an die Oberfläche kamen, sah
ich den „Majestic“ kielaufliegend liegen. In beiden Fällen
hatten die britischen Schiffe Torpedonebe herabgelassen, aber
unsere Torpedos zertrümmten auch die stärksten Stahlbrak-
netze. Was von der Basis der deutschen U-Boote im Ärischen
und im Mittelmeer gesagt wird, ist Unsinn. Der Radius
unserer Boote ist groß genug für die Aktionen, welche sie voll-
bracht haben. Eine Basis brauchen sie nicht dazu. England
kann mit seiner angeblichen Seebetriebskraft nicht gerade inwo-
nieren. Auf dem ganzen Wege von Wilhelmshafen nach den
Dardanellen waren keine britischen Linienfahrzeuge sichtbar. Der
schwierigste Teil unserer Arbeit ist, sie irgendwo aufzufinden.
Sobald wir sie aber einmal gesichtet, ist es nicht schwer, sie zum
Sinken zu bringen.

Vor Lemberg.
Nach einem Telegramm des „Berliner Tagebl.“ von
seinem Spezialkriegerkorrespondenten in Galizien wären die
Armeen der Verbündeten an die letzte Lemberger Vertheid-
ungslinie herangerückt, die sich laut Fliegerauslagen unge-
fähr 15 Kilometer westlich von Lemberg befindet.
Im österreichisch-ungarischen Tagesbericht vom 20. Juni
werden die Vorränge so geschildert:
Die Fortschritt der kraftvollen Offensive der verbündeten
Armeen führte gestern in der Schlacht bei Magiera-
Grabel zu einem neuerlichen vollen Siege über die
feindlichen Armeen. Nach Fortsetzung des San und nach der
Wiedereroberung von Przemyel erwann der Erfolg der ver-
bündeten Truppen in der Durchbruchschlacht zwischen Lu-
bacowka und dem oberen Dniestr am 15. Juni den weiteren
Rückzug des mittlerweile durch Heranziehung zahlreicher Ver-
stärkungen wieder schlafkräftig gewordenen Feindes. Er wich
damals unter schweren Verlusten in östlicher und nordöstlicher
Richtung zurück. In den folgenden Tagen brachte die russi-
sche Oberste Heeresleitung zur Deckung der galizischen Landes-
hauptstadt nochmals die Reste der geschlagenen Armeen zu-
sammen, um in der durch das Terrain starken und auf vor-
bereiteten Weresschea-Stellung unser Vordringen
endlich zum Stehen zu bringen.
Nach heftigem Kampfe hat der Ansturm der heldenmüti-
gen verbündeten Truppen auch diesmal wieder die ganze
russische Front zum Wanken gebracht. Schon
in den Nachmittagsstunden war die feindliche Stellung im
Angriffsraum der Armeen des Generalobersten von Raden-
sen um Magiera durchbrochen. Der Feind begann
bei Rawa-Ruska und Polkow zurückzugehen,
während er an der Weresschea noch erbitterten Widerstand
leistete. Nachts erlitten Teile der Armeen von B. G. G.
m. H. die feindlichen Stellungen beiderseits der Lem-
berger Straße. Gleichzeitig brachen die übrigen Korps
dieser Armee überall in die feindliche Hauptstellung ein.
Seit 3 Uhr vormittags sind die Russen auf der ganzen
Schlachtfeldfront im Rückzuge, sowohl in der Rich-
tung auf Lemberg, als nördlich und südlich davon. Die
verbündeten Armeen verfolgen.
Neuerdings fielen Tausende von Gefangenen
und zahlreiches Kriegsmaterial in die Hände der
Sieger.
Am oberen Dniestr beginnt der Feind seine Stel-
lungen zu räumen.
An der Front der Armeen P. L. angriff der Feind
an mehreren Stellen erneut an, wurde jedoch unter sehr be-
deutenden Verlusten zurückgeschlagen.
Aus dem deutschen Tagesbericht sei noch hinzugefügt,
daß die Russen das südliche Ufer des Dniestr geräumt haben.
Also von drei Seiten marschieren die Verbündeten an
Lemberg heran: vom Süden aus den Dniestrstellungen, vom
Westen aus den Grodener Linien, aus dem Norden von Raw-
a-Ruska. Daß der Feind diesem konzentrischen Angriff lange
Standhalten kann, ist wohl ausgeschlossen. Zwar hat der
Oberkommandierende gelobt, Lemberg werde er halten, und
wenn es Millionen Leben koste, aber abgesehen davon, daß er
Millionen dort garnicht einsetzen kann — dazu ist der Raum
bereits zu schnell überwunden und die russischen Massen sind zu
sehr geschichtet —, ist offensichtlich der Kampfwill der Soldaten
gebrochen. Ohne diesen Kampfwillen richtet auch der strengste
Befehl nichts aus. Die besten Truppen, die Rußland in
diesem Kampfraum noch einsetzen konnte, waren die nach den
Dniestrstellungen vorgeschobenen Reserven. Auch sie haben
weichen müssen. Aus den Kämpfen vom 17. Juni hatte das
russische Oberkommando noch einmal trügerische Hoffnung
geschöpft, am Tage darauf mußte aber auch der russische Ge-
neralstab einräumen, daß die Deutschen bei Lubaczow die rus-
sische Front eindrückten. Der Bericht fährt fort:
Die Kräfte unserer Infanterie, die vier Tage lang in heftigstem
Kampfe gekämpft hatten, waren erschöpft. In diesem Augenblick

fürte General Wolodschenski, der die Infanterie und Kavallerie, das Dragonerregiment, das 1. und 2. Infanterieregiment und das Donische Dragonerregiment in den Kampf gegen die Deutschen. Die Deutschen wurden auf der ganzen Angriffsfront von einer Panik ergriffen und wandten sich zur Flucht. Ein deutsches Infanterieregiment wurde mit Range und Säbel betriebsmäßig vernichtet. Unsere Verfolgung setzte sich bis zu dem Dorfe Olesjas fort, wo deutsche Reserven zur Defensive übergingen und eine neue Front einnahmen. Unsere Kavallerie eroberte fünf Maschinengewehre. Durch diesen Angriff, der uns nur 300 Tote und Verwundete kostete, erreichten wir, daß der Feind, der durch unseren Vorstoß erschüttert war, seinen Erfolg nicht ausnützen konnte und tagsüber seinen Angriff nicht wieder aufnahm.

Man kann sich ungefähr vorstellen, welche ungeheuren Opfer die russische Kavallerie leistet, als sie die verweirteste Attacke gegen deutsche Infanterie ritt. Jedenfalls steht fest, daß das Verzweiflungsmittel des Vormarsches der Verbündeten nicht hat versagen können. „Die Russen auf der ganzen Schlachtfeldfront im Rückzug“ — diese schlichten Worte fassen eine gewaltige Tragödie ein. Die Götterdämmerung naht!

Die Wärgung in Russland.

Stockholm, 21. Juni. (D. D. P.) In Moskau ist noch immer die Arbeit nicht wieder aufgenommen worden. Die Münderungen werden fortgesetzt, und zwar ganz allgemein bei reichen Fabrikbesitzern. Französische und englische Firmen sind ebenfalls zerstört worden. Die Arbeit wird dauernd verweigert. Am Tage vorher, einem Feiertage, fuhr der Kaiser nach Butschino und zündete dort 70 Willen an. In einigen Moskauer Gouvernements herrscht strengste Überwachung durch die Polizei. Der Gouverneur konferierte mit den Prokuratoren. Die jungen Regimenter werden von Moskau weggeführt und die Kasernen mit sibirischen Truppen besetzt. Falls die Unruhen fortbauern, ist militärisches Eingreifen wahrscheinlich.

Petersburg, 21. Juni. (D. D. P.) Der Oberbefehlshaber der gesamten westlichen Gouvernements veröffentlicht einen Erlass, in dem er darauf hinweist, daß die Unruhen, deren Schauplatz Moskau war, sich nunmehr auch auf die Nachbarorte erstreckt hätten. Der Oberbefehlshaber kündigt an, daß er fortan gegen alle Unruhen militärisch mit Gewalt einschreiten werde. Im Gouvernement Donez haben in der Nacht auf gestern blutige Kämpfe zwischen Arbeitern und Gendarmerie stattgefunden. Einzelheiten fehlen noch. Aus dem Nikolai-Bahnhof in Petersburg beschlagnahmten die Behörden drei Frachtwagen, in denen revolutionäre Aufrufe, Schießwaffen und Munition vorgefunden wurden.

Ein Ministerwechsel.

Der russische Minister des Innern, Maklakow, ist zurückgetreten; er bleibt Mitglied des Reichsrats und Hofmeister. Das Ministerium des Innern übernimmt vorläufig der Chef des Reichsgeheimdienstes, Schtscherbatow. Maklakow ist Anhänger der Großfürstenpartei, er gehörte zu den schärfsten Kriegshebern. Sein Rücktritt erfolgt wahrscheinlich der inneren Schwierigkeiten wegen. Ob sein Nachfolger damit besser fertig werden wird, ist allerdings zu bezweifeln.

Der Kampf im Westen.

Großes Hauptquartier, 20. Juni. (M. B. Amtlich.) Nördlich des Kanals von La Bassée und auf der Front nördlich Arras wiesen wir mehrere feindliche Teilangriffe ab. In der Champagne wurde eine französische Abteilung, die bei Berthes nach einer Minenexplosion angriff, zusammengeschossen. Unternehmungen der Franzosen gegen unsere Vorposten am Barrois-Walde führten zu heftigen Kämpfen, bei denen wir die Oberhand behielten. In den Vogesen wird Münster von den Franzosen heftig beschossen. Erneute feindliche Angriffe im Westtalle und südlich waren erfolglos. Aus einem feindlichen Mörsergeschwadern, das ohne militärischen Schaden anzurichten, Bomben auf Jseghem in Flandern warf, wurde ein Flugzeug herausgeschossen, mehrere andere in schleuniger Umkehr gezwungen. Ein weiteres Flugzeug wurde in der Champagne über Bouziers heruntergeholt.

Oberste Seeresleitung.

Seuilleton.

Eine Reise über den Balkan.

Der „Neuzeitliche Courant“ bringt einen Bericht von der Reise mehrerer Russen, die von Warschau über den Balkan nach Petersburg zurückkehrten. Dieser Bericht ist nach verschiedenen Seiten interessant, da er grelle Schlaglichter auf die Verhältnisse in Serbien wirft und, was noch bemerkenswerter ist, in wohl übertriebener Art die Russenfeindschaft in Bulgarien beleuchtet. Wir entnehmen aus diesem Bericht (die Fahrt geschah, als die Nächte noch kalt waren) das Folgende:

Mit noch 50 anderen Russen fuhrten wir am Bord der „Schnecke“ nach Koflau bezw. nach Petersburg. Von der ganzen Reisegeellschaft erreichten nur zwei ihren Bestimmungsort, ein Arzt und ich, aber wie, krank und gebrochen vom Fieber.

Als Saloniki ging es soweit gut; aber von Saloniki nach Bulgarien! In Saloniki übernachteten wir und bereiteten uns mit mehrbarem Optimismus auf die weitere Reise vor. Eine angenehme Überraschung: der russische Konsul gab uns die Hälfte für die Eisenbahnreise durch Griechenland und drei Viertel für die durch Serbien. Er legte uns ans Herz, auf eine sehr unangenehme Reise vorbereitet zu sein, und fügte hinzu, daß Familien mit Kindern gut daran täten, in Saloniki bester Zeiten abzuwarten. Auf jeden Fall müßten wir Perzen, Streichhölzer, Lebensmittel und warme Kleider mitnehmen, da die Eisenbahnwagen in Serbien weder geheizt noch beleuchtet seien, und in ganz Serbien kein Brocken Brot oder andere eßbare Dinge aufzutreiben wären. In Serbien angekommen, wurden wir sehr herzlich empfangen. Nach der Prüfung unserer Pässe erhielten wir unsere Billets und dann sahen wir in dem düsteren, kalten und dunklen Wagen einsam und todesähnlich.

Serbien — niemand, der das Land jeht gesehen hat, wird es je vergessen können — von allem beraubt und wild wie eine Wüste, der man ihre Kinder ermordet hat, leidenschaftlich in dem Gefühl ihrer Rache und ihrem Haß, bis ans Ende zu gehen. Unerschütterlich saßen wir ohne eine Spur von Grün, verlassenem Felder ohne die Spur einer Zäpfel, Bräun ansonstendlos beschattet und unbrauchbar, kurz, eine Wüste, in der nichts ist, was die Landschaft angenehmer macht, nichts, was die Wiedergeburt neuen Lebens andeutet. Unser Zug schleiht kalt und dunkel, wie ein Schatten, durch die Orte von Tod und Verlassenheit.

Mit leiser Stimme fragten wir serbische Offiziere und Soldaten: „Was geht denn hier vor?“ „Unglück und Traurigkeit.“

Frangösischer Bericht vom Samstagabend.

Im Abschnitt nördlich Arras haben wir unsere Aktion fortgesetzt. Wir errieten an mehreren Stellen die Gräben der glücklichen Kämpfe der letzten Tage. Nach sehr lebhaftem Kampf wurde der Butsch-Grund, der vom Feinde seit dem 9. März hartnäckig verteidigt wird, von allen Seiten eingeschlossen und erstickt. Wir erbeuteten dort Maschinengewehre, aber wenig Gefangene; nur etwa 10 blieben in unseren Händen. Der Widerstand der Deutschen war erbittert. Auf den Gängen, die sich östlich der Doretto-Söhle gegen Souchez erstrecken, nahmen wir mehrere Schützengräben und machten 300 Gefangene, darunter 10 Offiziere. Wir halten die Gänge der Höhe 119, wo unsere Truppen trotz mehrerer feindlicher Gegenangriffe jenseits die letzten deutschen Schützengräben behaupteten, indem sie sich an das Gelände anklammerten. Südlich dieser Gänge wurde unsere Front vorgezogen. Nordöstlich des „Dobryntsch“ entriegelte uns ein Gegenangriff von äußerster Heftigkeit in der vergangenen Nacht wieder einen Teil eines großen Verbindungsgrabens, dessen wir uns bemächtigt hatten. Wir eroberten ihn während des Tages zurück und wiesen dort feindliche Angriffsversuche ab. Im ganzen Abschnitt war der Artilleriekampf ununterbrochen heftig. An den Rändern des Priesterwaldes versuchte der Feind anzugreifen, konnte aber nicht vorstoßen. In Embermenil nahm ein deutsches Bataillon in der vergangenen Nacht zwei unserer kleinen Posten. Wir machten sofort Gegenangriffe, und obwohl wir an Zahl schwächer waren, besetzten wir die Gesamtheit unserer Stellungen wieder und schlugen den Angreifer in die Flucht. Im Elsch dauerte unser Vormarsch auf den beiden Ufern des Necht trotz diden Nebels und wolkenbruchartigen Regen an. Wir hielten auf dem rechten Weistufer der Necht die Maffie des Braunkopfes und die Höhe 880 im Leichwilde, ferner das Dorf Steinbrück und das Dorf Alsenhof. Gleichzeitig nahmen wir die Verzweigungen der Necht und die Richtung des Anstufens. Auf dem rechten Ufer der Necht eroberten wir die Hilsenfirch-Höhen, die den Vorkamm des kleinen Geheißerfeldens (Kobler Wäsen) bilden. Wir rückten auf den Döbungen in der Richtung auf Sandersbach vor. Wir beschossen den Bahnhof von Münster und brachten die dort befindlichen Munitionslager. Am Ende des Tages schlossen unsere Truppen mehrere vollkommen ein, das die Deutschen einschloßen, bevor sie es räumten.

Italien im Krieg.

Oesterreichische Kreuzer und Torpedoboote haben wieder die italienische Küste gestreift. Hierbei wurden die Semaphorenstationen an der Tagliamento-Mündung und bei Besaro, sowie die Eisenbahnbrücken bei Rimini über den Me-tauro- und Arclafuß durch Geschützfeuer beschädigt und ein italienischer Dampfer versenkt. Nach einer amtlichen italienischen Meldung ist das verlorne Schiff der italienische Gaudensdampfer „Maria Grazia“. Dessen Besatzung wurde geborgen. Das Geschwader führte unbeschädigt heim. Obgleich der italienischen Flotte in der Adria französische und englische Hilfe zuteil wird, behaupten also die Oesterreicher das Feld. Vom Landkrieg ist nichts Wichtiges zu melden. Im italienischen Bericht heißt es allerdings, die Italiener seien an den Dolomiten beherrschenden Höhen hinter der Frontlinie „bis zum Rande der ersten feindlichen Stellungen vorgestoßen“ und weiter wird gesagt: „Unsere Verluste sind ernst, aber die Resultate bedeutend. Die Frontlinie wurde im Sturm überschritten. Die durch Natur beherrschenden feindlichen Stellungen, die noch durch Kunstbauten sehr stark gemacht worden waren, wurden eine nach der anderen erstickt; die erbitterten Gegenangriffe des starken kriegsgeübten Feindes wurden ständig zurückgeworfen. Auf den Höhen von Molva gab unsere durch unser Artilleriefeuer bestens unterstützte Infanterie schöne Beweise ihres Mutes.“ Aber bei all dem handelt es sich doch nur um die vordersten Stellungen. Wenn deren angebliche Bemannung den Italienern ernste Verluste verursacht hat, wie soll es weiterhin werden, wo jeder Schritt vorwärts die Schwierigkeiten erhöht.

Katholiken und Sozialisten in Italien.

In der deutschen Tagespresse ist vielfach die konsequente und tapfere Haltung der italienischen Sozialisten gegenüber

den Kriegshebern und der Regierung gerühmt worden. Besonders nachdrücklich tat dies Herr von Gerlach in der „Welt am Montag“. Jetzt spendet auch eines der großen Zentrumsblätter, die „Augsburger Postzeitung“, den italienischen Sozialisten Lob, ja noch mehr: sie stellt sie in rühmlichen Gegensatz zu den italienischen Katholiken. Der Artikel (Nr. 277), der den bisherigen römischen Mitarbeiter des Blattes zum Verfasser hat, geht aus von der Lage des Papstes in dem gegenwärtigen Kriege; er befindet sich in den Sünden der Freimaurer, die heute in Italien unumschränkt herrschen: „König, Volksvertretung und Volk haben sich ihnen gebeugt, und nur der Sozialismus hat den Mut gehabt, gegen diese Knechtschaft zu protestieren.“ „Italiens Katholiken aber“, so heißt es weiter, „haben vollständig verlagert.“ Verlagert haben sie gegenüber der Kriegshebe auch, als die Freimaurer auf den Straßen, in den Schulen und öffentlichen Knechten lärmend demonstrierten gegen die Gefahr des Volls, gegen die Wahrung des von niemand gefährdeten Friedens, da, als im Nichte des vollen Tages sich der geheime Plan enthüllte, den jene geschmiedet, die unabhängig in der Kammer den Kampf gegen Kirche und Christentum gefordert hatten, da versagten die Katholiken und ihre Organisationen, ihre Presse und ihre Volksvertreter, obwohl sie es wußten und selbst hundertmal beteuert hatten: 80 Prozent des Volkes, zwei Drittel der Kammer und neun Zehntel des Senats sind Gegner des Krieges... Keiner all dieser Volksvertreter findet mehr den Mut, den die Sozialisten aufbrachten, in der entscheidenden Sitzung der Kammer den Mund aufzumachen.“

Nur ein Mann, der Marchese Trezzo, bisher im katholischen Lager hervorragend tätig und lebenslängliches Mitglied der Unione Popolare (einer Nachahmung des Volksvereins für das katholische Deutschland), habe nicht mitgemacht und „angesetzt von all diesem Treiben“, in einem offenen Brief seinen Austritt aus allen katholischen Organisationen erklärt und gesagt, daß er mit der ganzen „katholischen Bewegung“ in Italien nichts mehr gemein haben wolle.

Die amerikanischen Friedensbestrebungen.

London, 21. Juni. (D. D. P.) Neuer meldet aus Philadelphia: Der Vertreter einer amerikanischen Handelskammer, Edward Gilens, erklärte in einer Sitzung der Friedensliga, die unter dem Vorsitz ihres Präsidentenlast abgehalten wurde, daß die Vereinigten Staaten in den nächsten Wochen insstande sein würden, zu einem Beschluß über die Art der Friedensverhandlungen zu kommen. Der Friede müsse in Europa geschlossen werden. Wenn Amerika für die Rechte der Bürger auf offener See einstehe, so werde dies dazu beitragen, der Welt einen gesunden Frieden zu geben. Weiter fügte er hinzu, daß diese Friedensaktion die Zustimmung des Präsidenten Wilson habe.

Wedels Friedenswünsche.

Beim Zusammentritt des preussischen Herrenhauses im Februar hielt dessen Präsident, Wedel-Bielbors, eine vom Obererwillen erfüllte Rede. Seitdem sind vier schicksalsschwere Monate vergangen, in denen die Seere der verbündeten Zentralmächte Großes leisteten, aber auch die Zahl ihrer Kriegsgegner wuchs. Am Schluß der Herrenhausagung, die vorigen Samstag erfolgte, brachte nun derselbe Präsident Friedenswünsche in etwas anderen Worten zum Ausdruck. Er sagte:

Als der Krieg ausbrach, leuchtete überall im Lande die in der Bevölkerung schlummernde Gottesfürsichtigkeit empor. Einmütig scharte sich das gesamte Volk um unseren geliebten Kaiser und König, und unter seiner Führung haben seine Heere mit hingebender Tapferkeit Siege errufen, die uns mit der sicheren Zukunft erfüllen, daß wir einen ehrenvollen Frieden, wie wir ihn alle wünschen, erlangen werden. (Beifall.) Wie dieser Friede beschaffen sein wird, das steht in Gottes Hand, und ob er bei unserer nächsten Zusammenkunft schon in Aussicht steht, auch das entzieht sich unserer Beurteilung. Man sagt vielfach im Lande, wir müssen einen Frieden erlangen, der uns sicher gegen die Wiederkehr solcher Angriffe, wie wir sie jetzt erlebt haben, Meiner Herren! Nach meiner Überzeugung gibt es einen solchen Frieden nicht. Je größer wir aus dem Kampfe hervorgehen, umso größer wird auch das Bestreben unserer Gegner sein, durch neue Koalitionen uns das wieder zu entreißen, was wir erlangt haben. Unsere Sicherung besteht deshalb nur in unserer eigenen Kraft. (Beifall.) Es ist nicht damit getan, daß wir bei dem Ausbruch des Krieges in Gottesfurcht, Einigkeit und Tapferkeit in den Kampf gezogen sind, sondern diese Eigenschaften müssen auch die Richtschnur unseres Handelns im — „Vorwärts, marsch!“ Wir werden von der Polizei umringt (in der Ferne wie in einem Traum sehen wir ein Büfett). „Weitergehen!“ — „Wo bringt man uns hin? Warum? Mit welchem Recht? Wir wollen nicht!“ — „Vorwärts!“ heißt es weiter, und man schiebt uns in einen niedrigen, unwohligen Raum, hinter uns haart ein Schlüssel, und wir sind eingeschlossen. Im ganzen Raum kein Stuhl oder sonst ein Möbel. Wir sitzen wie die Schafe in einem Pferch, so gut und so schlecht es eben geht auf unserem Gepäc. Wir froren, waren enttäuscht und bedrückt. Wir moierten — die Zeit verstrich. Wir begannen zu schelten. Aber da ging in der Wand gegenüber dem Eingang ein kleines Türchen auf. Ein schwarzes Kerlchen mit fast verächtlichem Aussehen lugte herein. Er legte den Finger an den Mund und flüsterte: „Still, still! Ich bin euer Freund. Ich komme, um euch zu warnen. Sie werden euch vielleicht nachher unangenehme Dinge sagen, euch anschauen und mondbüchlich rauh behandeln; antwortet ja nichts, laßt sie reden, tut liebenswürdig und vor allem seid lustig, sehr lustig!“

Aber hier geschähen doch Dinge, die unerhört sind. Man lasse uns heraus, wir wollen uns bei unserer Regierung beschweren.“ „Meine Herrschaften, tut verständlich, haltet euch still, so gut und seid munter. Wenn man will, kann man auch in Quarantäne halten. Die Baracken sind noch nicht fertig; sie haben somit das Recht dazu. Seid also vernünftig, sage ich euch, und vor allem, sagt euch ihnen.“ Die Zeit verstrich — endlich öffnet man die Tür mit einem Kieselstein. Lustig lachend, gehen wir hinaus; o wie waren wir frohlich!

Zur Wachtube?“ „Was — wollt ihr etwa gar sitzen? Gibt es keine Bänke in den serbischen Wägen? Ein schönes Land!“ schallt es uns entgegen. „Wollt ihr euch etwa auch wärmen? Die serbischen Eisenbahnwagen sind doch immer so gut und gemächlich geheizt.“ „Nein, wir wollen zum Büfett.“

„Was, habt ihr auch Hunger, obwohl ihr aus einem so reichlichen Lande wie Serbien kommt?“ — Allerdings, aber ihr dürft keine Zeit. Der Zug fährt binnen weniger Minuten ab, ihr könnt eben euer Büfett lösen und das Gepäc einschreiben lassen. Und nun weite ich, daß keiner von euch daran gedacht hat, sich mit bulgarischem Geld zu versehen. Welch ein Leichtsinn! Serbisches Geld wird hier nicht angenommen und nicht gewechselt. Nicht für die Welt! Begreift das. Aber beeilt euch etwas!“

Gewiß konnte er wetten, der Schuft! In Griechenland hatte man uns gesagt, daß eine mündliche Übereinkunft zwischen Serbien und Bulgarien bestehe, nach der man in beiden Ländern sowohl mit serbischem wie mit bulgarischem Geld bezahlen könne. Und in Serbien hatte man bulgarisches Geld angenommen. Verschiedene von uns hatten, um nicht zweimal wechseln zu müssen, ihre ganze Vorratshat in serbisches Geld umgewechselt. Und nun plötzlich die formelle

„Warum wird das Land denn nicht bebaut?“

„Es gibt keine Männer.“

„Ja, wo sind denn die Männer?“

„In zwei Jahren die Kriege... manche sind tot, manche haben Typhus, manche sind verwundet, die andern sind im Krieg.“

„Und wie steht es mit der Ernährung?“

„In einem von vier Tagen essen wir Brot, im übrigen Hirsen.“

„Glaubt ihr, den Feind erledigen zu können?“

„Ohne Zweifel sehr bald.“

So antworteten uns diese Bergbewohner und ein triumphierender Glanz huschte wie ein Sonnenchein in ihren Augen und eine wilde Größe von Vaterlandsliebe griff uns ans Herz. Im übrigen war es schon der Nähe wert, zu sehen, mit welcher liebevollen Sorge diese modernen Spartaner uns russische Bundesgenossen behandelten. Einer der Soldaten hing seinen Mantel über die Tür, um die Zugluft fernzuhalten, ein anderer steckte heimlich unter der Wand eine Kerze an, um zu verhindern, daß eins der Kinder zu heulen anfängt, ein anderer gab einer Dame, die froz, seine Jacke, wieder ein anderer durchließ den ganzen Zug und setzte zurück mit einem heißen Ei und einem kleinen Stückchen Brot, das er einem Reisenden abgeteilt hatte für ein hungerndes Kind...

Die Kälte und der Hunger, die Dürstheit, das jeweilige Umsteigen, ohne daß Menschen zu finden sind, die einem das Gepäc tragen, das alles wurde verbannt durch die freundliche Liebenswürdigkeit der Serben, die alles taten, uns zu helfen, die uns Trüber und Schmeißer nannten und sich entschuldigten wegen der Entbehrungen, die wir in ihrem Lande erdulden mußten. Mit tränenden Augen nahmen unsere serbischen Reisegefährten Abschied von uns und sagten: „Auf Wiedersehen nach dem Siege...“

Als wir uns Risch näherten, stiegen wir aus, und wir gewählten, daß die Waggons buchstäblich von Karol tropften. Ein Sanitäts-offizier erschien und befahl uns an, uns gut einzuhüllen, allen Mundschutz zu verbergen und nichts zu essen oder zu trinken, bevor wir Serbien verlassen hätten. Eine furchtbare Angst packte uns alle. Wir fragten: „Die Epidemie ist denn doch wohl ernsthaft?“ „Fünftausend Kranke in Risch und Umgebung.“

Unheimliche Stille und Wüstung vor der Gewalt des Todes. Die Mütter untersuchen die Augen ihrer Kinder und berühren ihre Stirne. Die Männer betasten den Puls ihrer Frauen und umgekehrt.

„Was habt ihr?“

„Ich noch nichts. Es fängt ja nicht so an.“

Welch ein Alpdrücken. Aber nun sind wir ja in Bulgarien. Endlich gerettet! Die Türen werden geöffnet, es erscheint ein hartes Gesicht unter einem Postkopsel: „Die Pässe!“ — eine Pause — man öffnet ganz

lieben sein. (Ereutes Weiss.) Es ist mein heißer Wunsch, und der Wunsch Ihrer aller auch, daß Gott der Herr unserem geliebten Kaiser und König in Gnaden genähert möge, an der Spitze eines gottesfürchtigen, einigen und wehrhaften Volkes allezeit zu stehen, dann wird Deutschland wohl in seiner Hand sicher geborgen sein.

So gibt der Redner der von verschiedener Seite geäußerten Meinung laute, als könne eine weit verteilte Ankerungsflotte jeden künftigen Angriff auf Deutschland verhindern. Nur zwei Sicherungen kennen wir: die Aufrechterhaltung der deutschen Volkskraft durch Blüte seiner wirtschaftlichen und sozialen Existenzbedingungen und die innige Verknüpfung aller Volksbestrebungen mit dem Staatswohl durch ein System der politischen Freiheit. Das ist die eine Bedingung; die andere aber besteht in einer freundlichen Haltung zu anderen Staaten und Völkern. Daß Deutschland berufen ist, der ganzen Menschheit zur Erlangung höherer und verbesserter Daseinsbedingungen mitzubilden, muß durch Taten ausgedrückt werden, nicht durch Worte, die liberale Reden und darum abstoßend wirken. Die Völker müssen den Eindruck gewinnen und behalten, daß es uns nicht um Vorherrschaft, sondern um gleichberechtigte Mitwirkung im Weltgeschehen zu tun ist. Ob dann der einzelne Volksgenosse seine persönliche Aufgabe der Mitwirkung an diesem Friedenswerk auf seine Gottesfurcht oder schlicht auf seine Staatsbürgerpflicht zurückführt, das mag uns hier gleich sein.

Es ist in diesem Krieg von den Gegnern vielfach das Bild vom Deutschland über alles ausgelegt worden, als sei es der Ausdruck des Weltvölkerstrebens. Davon wollen die arbeitenden deutschen Volksmassen nichts wissen. Beistand ihrer Politik, Ziel ihrer Kampfteilnahme mag sein, was das Bild auch sagt:

Einigkeit und Recht und Freiheit,
Ist des Glückes Unterpfand.
Blüh' im Kranze dieses Glückes,
Blühe, deutsches Vaterland.

Dernburg für das Frauenstimmrecht.

Nach einer Mitteilung des „Reichsboten“ haben der frühere Kolonialsekretär Dr. Dernburg und Geheimrat Meyer-Görhardt in einer Versammlung des Deutsch-amerikanischen Komitees für Frauenstimmrecht in New York gesprochen. Die Reden wurden in englischer Sprache gehalten. Dernburg äußerte, er sei zwar noch kein „Suffragist“, aber er trete entschieden für das Frauenstimmrecht in die Schranken. Die deutsche Frau sei berufen, nach dem Kriege eine bedeutende politische Rolle zu spielen, und sie werde wahrscheinlich das Stimmrecht erhalten. Er verwies auf die Verdienste, die sich die deutschen Frauen während des gegenwärtigen Krieges um das allgemeine Wohl erworben hätten, und meinte, das Vaterland dürfe diese großen Verdienste nicht vergessen und müsse sie belohnen. Die Belohnung müsse in der politischen Gleichberechtigung bestehen. Er fügte hinzu: Er könne bestimmt voraussetzen, daß das Frauenstimmrecht in Deutschland von selbst kommen werde. Herr Geheimrat Meyer-Görhardt stimmte mit Dernburg darin überein, daß die deutsche Frau auf Grund ihrer Verdienste zum Stimmrecht berechtigt sei. Die Frau sei in neuerer Zeit in alle geistigen Gebiete eingedrungen und habe sich dem Mann gleichgestellt, ja oft überlegen erwiesen. Ihre treue Arbeit während des Krieges werde in Deutschland hochgeschätzt und werde letzten Endes ihre Früchte tragen, nämlich den Frauen das Stimmrecht einbringen, und zwar mit Unterstützung des Staates.

Erhöhte Einfuhr von Eiern.

Von bestunterrichteter Stelle kommt die erfreuliche Nachricht, daß die Einfuhr von Eiern nach Deutschland eine erhebliche Steigerung erfahren soll. Es wird gemeldet:

Zu den Nahrungsmitteln, die unter dem Schutz der Reichshelben durch eine Zentralfeste beschafft und an die Verbraucher verteilt werden, sollen nun auch die Eier gehören. Die Kriegseinkaufsgesellschaft richtete zu diesem Zweck eine besondere Abteilung ein, die ihre Tätigkeit bereits begonnen hat. Abgeschlossen ist die Organisation jedoch noch nicht völlig, da anders wie beim Getreide und den Kartoffeln das Ausland in Frage kommt und die Bedingungen für die Beschaffung der Vorräte daher wesentlich schwieriger sind. Zum Glück ist in diesem Fall das Ausland durch die uns verbündete Donaumonarchie vertreten. Sie ist schon immer der vornehmste Lieferant für Eier gewesen. Besonders war es Ungarn, das den deutschen Markt versorgte. Diese Quelle war jedoch seit der russischen Invasion verstopft, und es ist nunmehr gelungen, aus andere Quellen zu erschöpfen. Es schweben Verhandlungen, wonach wir aus Österreich-Ungarn monatlich 150 Waggons Eier erhalten sollen. Berlin sollen davon wöchentlich 12 bis 14 Waggons vorbehalten bleiben. An entsprechenden Abständen werden sodann die anderen Großstädte und die mittleren Städte bedacht werden, während die kleineren Gemeinden und vor allem das ländliche Land für sich selbst zu sorgen haben. Von den 150 Waggons kommen aus Ungarn 60 und aus Österreich 90 Waggons. Jeder Waggon wird

auf 105 bis 110 Kisten zu je 24 Schod berechnet, so daß auf den Waggons durchschnittlich etwa 2000 Schod gleich 120.000 Eier enthalten. Auf dem Schiffsverkehr nach Berlin ist bereits ein Zentrallager eingerichtet und hat seine Tätigkeit begonnen.

Die der Handelskammer zu Berlin vom kaiserlich-königlichen Generalkonsulat zu Berlin mitgeteilt wird, hat der letzte jährliche Ministerrat beschlossen, die Ausfuhr von Eiern aus der Türkei zu gestatten.

Textilarbeiter in Süddeutschland.

Die Vertreter der Textilverbände für die Bezirke Baden, Bayern und Württemberg hatten am 26. Mai d. J. dem Vorstand des Verbandes der Süddeutschen Textilarbeiter eine Eingabe unterbreitet. Er wurde um eine wöchentliche Feuerungszulage von 4 Mark für Erwachsene und 2,50 Mark für Jugendliche unter 16 Jahren; ferner wurde die Rückzahlung aller seit Kriegsbeginn eingetragenen Verschlechterungen der Arbeitsbedingungen verlangt. Bei den niedrigen Löhnen, die die Textilarbeiter in Süddeutschland schon vorher hatten, wird man nicht sagen können, daß die Wünsche übertrieben und unausführbar waren. Am 11. Juni ist nun die Antwort des Vorstandes der Arbeitgeberorganisationen eingegangen. Diese ist nach jeder Richtung unbefriedigend ausgefallen. Interessant ist darin nur das Urteil, daß die Wohlfahrts-Einrichtungen, nicht wie immer behauptet wurde, ein besonderes Entgegenkommen an die Arbeiter sind, sondern daß diese bei der Festsetzung der Löhne mitbestimmen werden. Diese unbefriedigende Antwort gab die Veranlassung zu einer weiteren Konferenz der Arbeitervertreter, die am 12. Juni in Augsburg stattfand. In dieser Verhandlung der Vertreter der Arbeitgeberverbände wurden die weiter zu unternehmenden Maßnahmen beschlossen. Erwähnt sei davon nur, daß für diese Aktion eine Instanz bestimmt wurde, an die alles wichtige Material eingesandt werden muß. Das Material soll zusammengefaßt den Vertriebsvereinsleitern überreicht werden. An der Arbeiterschaft wird es in der Hauptsache liegen, ob die berechtigten Wünsche in Erfüllung gehen oder nicht.

Politische Kämpfe in Australien.

London, 20. Juni. (D. B. Nachrichten.) Der „Daily Chronicle“ meldet aus Melbourne: Festliche Auftritte fanden vorgetern im Repäsentantenhaus statt, als der Ministerpräsident Fisher eine Verfassungsänderung zu den Meeresumwelts, die von der Arbeiterpartei vertreten werden, durch Debatte durch die erste Lesung durchzuführen. Der Führer der Liberalen beantragte Aufschub während des Krieges. Er erklärte es für das schärfste Verbrechen, Australien einen politischen Kampf aufzugeben, während so viele Männer jenseits des Meeres in den Schützengräben fielen. Er wies auf das Beispiel Australiens hin, alle politischen Kräfte zu sammeln. Der Ministerpräsident erwiderte, die Regierung halte es für ihre erste Pflicht, den Krieg fortzuführen und dem Mutterlande bis zum letzten Mann und bis zum letzten Schilling beizustehen. Der Grund dafür, daß in England die Koalition gebildet wurde, war, daß die frühere Regierung zusammengebrochen ist. Die Regierung werde ihre Politik hinsichtlich der Verfassungsänderung fortsetzen. Die Sitzung endete mit einem Tumult.

Frage sie nach Ludlow!

Mit einer Energie, die der Mut zur Wahrheit einbildet, hat die „Labor Review“, das Wochenblatt der Gewerkschaften von Minneapolis, sich dem Geschrei großkapitalistischer Blätter, die wegen der „Lustitia“-Versenkung Krieg gegen Deutschland forderten, widersetzt. Dieses Arbeiterblatt stellte zunächst fest, daß in der Verbilligung Amerikas gänzlich die aufgeregte Stimmung besteht, die von den Gehässigkeiten vorgetrieben wurde. Dann fährt es fort:

Allesorts wurde behauptet, daß so viele Menschenleben verloren gingen, aber nur wenige hielten dafür, daß Deutschland dafür verantwortlich gemacht werden könne in Anbetracht der Tatsache, daß gewarnt worden sei und daß die „Lustitia“ Munition führte.

Die organisierte Arbeiterkraft ist in dem europäischen Streit weder für noch gegen irgendeine Nation. Die amerikanischen Arbeiter bedauern, ihre Brüder in Europa sterben zu sehen, ganz gleich unter welcher Fahne oder in welcher Uniform. Aber die organisierte Arbeiterkraft ist sich klar darüber (realisiert), daß das Kitzeln von Frauen und Kindern auf der mit Munition beladenen „Lustitia“ daselbst ist, als wenn die Verbündeten amerikanischen Frauen und Kinder nähmen, sie vor ihre Fronten stellen und fortzuführen. Die Deutschen niedergemähen, dabei aber darauf bestanden, die Deutschen sollten das Feuer der Frauen und Kinder wegen nicht erwidern.

Die Besitzer der Cunard-Linie kannten die Gefahren, die der „Lustitia“ drohten. Und die Geldgeber dieser Dampfschiffgesellschaft, die gewillt war, das Risiko für das Ertrinken von Frauen und Kindern auf sich zu nehmen, so lange sie dafür bezahlt wurde, ist zu sagen für den Tod der Frauen und Kinder. Die Schuld trägt die Cunardische Dampfschiffgesellschaft. Sie konnte die Gefahren; sie wußte, daß die britische Regierung das Schiff nicht beschirmen konnte; sie wußte, daß Munition an Bord war; sie wußte, daß die

Deutschen sterben würden, die „Lustitia“ zu torpedieren. Aber sie streckten ihre Hände nach dem Gelde aus; sie duldeten Reisende an Bord eines Schiffes, von dem sie wußte, daß es die Deutschen als Kriegsschiff behandeln würden.

Als die Zeitungen mit diesen Kopfschütteln des Ertrinkens von Frauen und Kindern berichteten, war nicht ein Arbeiter in Minneapolis, dessen Gedanken sich nicht zurück auf Ludlow richteten. Als Rockefeller Ministerpräsident in Ludlow zwanzig Frauen und Kinder mordeten, wurde von den Zeitungen nicht in diesen Überschriften nach Rücksicht genommen. Da gab es kein Verlangen nach entschlossenem Vorgehen. Kein Schrei wegen der Ehre des Landes. Kein Verführer des Evangeliums forderte, daß Rockefeller gehängt werde, wie es jetzt mit dem deutschen Gefandten verlangt wurde. Rockefeller ist niemals angeklagt worden; und die Leute, die Frauen und Kinder erschossen haben, sind weggewaschen worden draußen in Colorado, in dem Staate, wo Gerechtigkeit noch nie geboren war.

Die Gedanken des arbeitenden Volkes wendeten sich zurück auf das Triangle-Fire in New York, wo achtzig Mädchen in einer Feuerfalle von einer Hemdenfabrik verbrannten, wo die Notausgänge unzugänglich und verriegelt waren, so daß die Mädchen nicht flüchten konnten. Und das arbeitende Volk erinnert sich, daß sich damals kein Schrei nach Rücksicht erhob. Es gab kein Verlangen nach entschlossenem Vorgehen. Kein Schrei wegen der Ehre des Landes. Und das arbeitende Volk erinnert sich, daß der Fabrikbesitzer mit einer Strafe von 25 Dollars davonkam, und daß eine Anzahl von den armen, unglücklichen Eltern der Mädchen dazu gebracht wurden, ihre Forderungen an die Versicherungsgesellschaft wegen des Todes ihrer Kinder mit weniger als zwanzig Dollars zu bereinigen. Da gab es kein Geschrei nach Rücksicht an den Versicherungsgesellschaften. Kein Schrei wegen der Ehre des Landes. Kein Verlangen nach entschlossenem Vorgehen. Kein Verführer des Evangeliums verlangte, daß der Präsident der Versicherungsgesellschaft aufgehängt werde.

Die Arbeiter erinnern sich, daß im letzten Jahre im Staate Pennsylvania allein an die tausend Bergarbeiter ihr Leben verloren durch die nachlässige Weise, in der die pennsylvanischen Bergwerke betrieben wurden. Und sie erinnern sich, daß nicht geschrien wurde, sie zu rächen; daß es kein Verlangen nach entschlossenem Vorgehen gab; daß kein Schrei wegen der Ehre des Landes erklang; daß kein Verführer des Evangeliums forderte, daß der Leiter der Bergwerksgesellschaft gehängt werde.

So sagten die Arbeiter zu sich selbst, es scheint da ein großer Unterschied in der Größe der Heberschriften und in der Art der Behandlung eines Vorfalls durch die Zeitungen zu sein, wenn reiche Leute auf einem Munition führenden und torpedierten Dampfer ertrinken und wenn Leute im Solde des reichsten Mannes der Vereinigten Staaten unsere Frauen und Kinder ertrinken.

So verlangt man also nach Rücksicht. Und man denkt, die Vereinigten Staaten sollten mit Deutschland Krieg beginnen. Wie steht es denn aber mit unseren Frauen und Kindern in Ludlow? Wann werden die Vereinigten Staaten mit Herrn Rockefeller den Krieg beginnen? Glaubt man, daß wir, die amerikanischen Arbeiter, schwachköpfig und verrückt genug seien, loszugehen und für ein Land zu kämpfen, das das Leben unserer Frauen und Kinder erlaubt und seinen Versuch macht, die Körper zu beschaffen? Und wir, die Arbeiter von Amerika, jagen euch, wenn ihr in den Krieg ziehen wollt, so habt ihr es ohne uns zu tun. Wir haben das Kriegsgeld hier in den Vereinigten Staaten. Unser Krieg geht gegen die Rockefeller, die anderen Milliardäre und die großen Korporationen, die das Land besitzen.

Denkt an Ludlow! Ist immer wieder der Refrain des Artikels. Ludlow ist ein Symbol. Die Hankes haben wahrhaftig daheim genug Gelegenheiten, für „die Rechte der Menschlichkeit“ zu wirken.

Von den englischen Gewerkschaften.

Der englische Verband der Genossenschaftsangehörigen beschloß auf der sechsten tagelangen Jahresversammlung, in Zukunft alle in der Genossenschaftsbewegung tätigen Personen aufzunehmen. Sollte der Gewerkschaftskongress dieser Erweiterung des Organisationsgebietes des Verbandes nicht zustimmen, so soll die Verbandsleitung ihren Rücktritt vom Kongress erklären. Das bedeutet den offenen Bruch mit der übrigen Arbeiterbewegung, da besonders die Verbände geleiteter Arbeiter strikte darauf bestehen, daß ihre Verbandskollegen bei ihnen und im Verbands der Genossenschaftsangehörigen organisiert sind.

Der große Londoner Straßenbahnstreik ist vollkommen gescheitert. Die Stadtverwaltung hat die Streikenden mit den schärfsten Mitteln bekämpft. Sie verweigert jetzt allen solchen die Wiedereinstellung, die militärisch sind. Einige Forderungen sollen durch Schiedspruch geregelt werden. Unangenehm fällt auf, daß nur eine der beiden beteiligten Gewerkschaften die Nichtwiedereinstellung als gemäßigter anerkennt und ihnen Unterstützung gewährt.

Unter den englischen Bauarbeitern ist kürzlich eine syndikalistische Organisation B. M. T. U. entstanden, die von den alten Gewerkschaften stark bekämpft wird.

Weigerung, serbisches Geld anzunehmen, ja auch nur gegen den denkbar niedrigsten Kurs zu wechseln. — Ich hatte glücklicherweise französisches Geld bei mir, das mir überall weiterhalf, ja sogar zuweilen einen kleinen Gewinn brachte. Nur auf französisches Silbergeld hatte ich in Griechenland verloren. Ich selbst hatte also meine Sache bald in Ordnung.

Plötzlich hörten wir laute Schreie und das Hilferufen einer Frau. Wir eilten hinzu. Eine Dame mit ihrem Kind, die als letzte vom Schalter kam und schlechterdings nur französisches Papiergeld und serbisches hatte, sah daselbst ohne nähere Grund auf den Boden fliegen, worauf sich hinter ihr der Schalter schloß. Als Folge hiervon bedeutete man ihr, daß sie ihr Gepäck von der Wäge nehmen solle. Vergebens trachtete sie, ihr Geld gewechselt zu bekommen. Man antwortete ihr mit Scheltworten, machte sie lächerlich und freute sich über ihre Verlegenheit.

„Flugs, hier habe ich noch 20 Franken in Gold und 24 Franken bulgarisches Geld.“ — Ich hatte den Gepäckträger auf, der drauf und dran ist, das Gepäck der Dame fortzuschleppen und aufzubewahren, denn es fehlt vor morgen kein Zug mehr. Wir traktierten den Wilktschalter mit Haarschlägen, unwillig kommt schließlich der Schalterbeamte zurück und öffnet.

„Hier sind 27½ Franken.“

„Es fehlen noch 3,50 Franken.“

„Da, zehn Franken französisches Geld.“

„Tut uns leid, nehmen wir nicht. Auch nicht unter Druck.“

„Nun, da nehmt 20 Franken französisches, dazu 20 serbisches; 40 Franken für 3,50 Franken, das könnt ihr doch wohl tun.“

Man läßt mich kaum ausreden. Alles Geld, bulgarisches, französisches und serbisches, fliegt auf den Boden.

Eine andere russische Dame schnell herzu. „Was tut ihr da? Der Zug ist im Begriff, abzufahren.“

„Reicht das Kind, rafft das Geld auf und haltet das Gepäck im Auge, ich gebe unterdessen zum Zeitungshaus.“ Am Kopf frage ich: „Was gebt ihr für fünf Franken französisches Geld?“

„Zwei Franken.“

„Hier sind zehn Franken, gebt mir vier dafür.“

Nun rasch nach dem Schalter. Die junge russische Dame sorgt fürs Gepäck, ich schaffe es, daß der Schalter sich wieder auf tut. Verflucht, sie haben mir ein falsches Frankenstück in die Hand gedrückt. Nun haben wir immer noch fünfzig bulgarische Centimes zu wenig. Das Geld fliegt nochmals herunter und der Schalter auf. Die Umstehenden lachen, das Kind schreit, die Dame fällt in Ohnmacht, die junge Dame schluchzt und ich, in der Voraussetzung, diese Nacht zwischen diesen Teufeln verbringen zu müssen, beginne kopflos zu werden und fange an zu rufen.

„Verfluchte Mörder! Judas! Tolle Hunde! So vergeltet ihr den Rufen das Blut, das sie um euretwillen vergossen haben? Reingeht seid ihr, Unterdrücker von Frauen und Kindern. Habt ihr schon vergessen, wie Russland euch aus den Klauen der Türkei befreit hat? Banditen.“

Esen bahnt sich ein Mann mit einer weißen Dienstmütze den Weg durch die Menge. „Was gibt es hier? Der Zug fährt ab, es hat schon zum dritten Mal gepfeiffen.“

„Sind Sie der Chef?“ Rufen Sie dann den Zug auf, wenn Sie kein Feigling sind. Man hält hier eine Frau mit ihrem Kind zurück. Wie sind doch 50 bulgarische Centimes zu kurz gekommen und wir haben serbisches und französisches Geld.“

Ein Signal mit dem Taschentuch, der Zug wartet. Der Chef knippt am Pfeifhalter. Der Kassierer ist aber nicht mehr da. „Wachen Sie so leicht auf oder haben Sie den Verstand verloren?“ Endlich eine Stimme: „Ich nehme diese serbische Schweineerei nicht an. Laßt die Russen nach dem Mond laufen.“

„Sogleich aufgemacht. Ich bin's, der Chef.“ Der Schalter öffnet sich. Der Chef nimmt einen Franken aus seiner Tasche und legt ihn zu. Der Zeitler für das Gepäck wird geschrieben und der Chef übergibt ihn mir. „So“, sagt er. „Vergessen Sie aber nicht, daß Sie in einem fremden Lande sind und daß man Sie für Ihre Worte zur Verantwortung ziehen kann. Man kann Sie unter Umständen verhaften.“

Endlich sitzen wir im Zug, der sogleich abfährt. — O, diese Reise durch Bulgarien, an all diesen lächerlichen Geschichten vorbei. Und das ermüdende Umsteigen. Die Grobheit, dieser abscheuliche Mangel an gutem Willen und das Mißtrauen der Beamten. Man tut wirklich alles was man kann, um unsere Reise unangenehm zu machen, keine Bloderei wird uns erspart, aber endlich erreichen wir Rustschuk, die letzte Station dieses unglücklichen Landes. Hier ist die Grenze, nur die Donau scheidet uns noch von Rumänien.

Die Fahrt über die Donau dauert 10 Minuten. Man sieht deutlich das jenseitige Ufer.

„Vorwärts!“ Da sehen wir nun auf dem mehr oder weniger erhöhten Ufer der Donau, immer noch in der Nacht, auf einem schmutzigen und glitschigen Platz und nicht mal ein Geländer zur Verhütung von Unglücksfällen vorhanden. Rings um uns ein Polizeiforbo. Es regnet, aber wir dürfen uns nicht in die verbotene Barrikade begeben. Ein kalter Wind bringt durch Mark und Bein. Wir dürfen nicht sitzen, aber auf- und ablaufen, denn die Polizei verbietet es uns. Von Zeit zu Zeit schreien die Kinder und in dieser Situation standen wir 3½ Stunden. Endlich kommt das Boot. Man verlangt die Pässe (dieselben muß man in Bulgarien fortwährend in der Hand halten, denn einbauern wurden sie uns in

der rohesten Weise abverlangt). Dabei ist zu bedenken, daß wir Reisende erster Klasse waren.

Es wird dreimal in die Hände geklopft und die Menge begibt sich zum Dampfer. „Nicht, der Dampfer fährt sogleich“, so lautet fastläufig der Rat der Beamten. Ich weiß wirklich nicht, durch welches Wunder ich zum Schluß an Bord gekommen bin. Indem ich mich nach meinen Reisegepäcken umsehe, finde ich, daß nur noch drei übrig geblieben sind. Die anderen haben es ausgegeben.

Bei Ankunft des Dampfers natürlich eine neue unangenehme Überraschung. Man legt keine Kofferstücke und die Gepäckträger werden nicht zugelassen. Jeder muß seine eigene Koffer schleppen. Die Paketträger des Dampfers müssen an Bord bleiben, und es ist viel Kraft und Geschicklichkeit notwendig, um ihnen die Koffer zuzuworfen. Wie sollen wir die schweren Koffer herausbringen. Zum Glück fand sich ein englischer Militärattaché, der schon von Saloniki ab unser Reisegepäck gewesen war, der uns half.

Nun noch die Pässe, Formalitäten, endlich in Rumänien. Ein guter Zug bringt uns nach Bukarest. Dort halten wir Rat. Vier Reisegepäck sind noch gesund. Wir beschließen, ein paar Tage in Bukarest zu bleiben, um uns ein wenig zu erholen.

Aber nachdem wir eine Nacht dort zugebracht hatten und des Morgens auf die Straße kamen, hörten wir die Zeitungsjungen rufen: „Razbol, Razbol!“ Die Menge ist sehr aufgeregt und rufen: „Griechenland Razbol!“ Das Gerücht ging um, daß Griechenland an die Türkei den Krieg erklärt hätte und nun Rumänien gegen Österreich-Ungarn marschieren würde.

Wir nahmen schnell den nächsten Zug, um nach Russland zu gelangen, bevor die Eisenbahnen für die Truppen in Beschlag genommen werden sollten. In Rußland Pässe zeigen und oftmals den Besuch von Gendarmen. In Rußland gehen wiederum zwei Damen, völlig erschöpft, die Weiterreise auf. Und so waren wir zwei die einzigen von den 50 Passagieren, die zum Schluß noch bleiben in Petersburg angekommen sind.

Bücher und Schriften.

„Arbeiter-Jugend.“ Die sechste erschienene Nr. 13 des 7. Jahrganges hat u. a. folgenden Inhalt: Unser Weg. — Die gesundheitsschädlichen Einflüsse der Lohnarbeit auf die Arbeiterjugend. Von Gustav Koch. — Kellner! Von Alfred Rempphof jun. — Eisen, das vom Himmel stammt. Von Gg. Engelbert Graf. (Mit Abbildungen.) — Ueber die Ermüdung. Von A. Wipfisch. — Sommergedicht von Edwin Goerne. — Die Geschäfts- und Erwerbsfähigkeit des Kinderalters. Von Dr. Meier. — Drei Schüler. Von R. Grösch.

Der Vorstand
des Bauvereins für Ostf. a. N. u. Umg. (e. G. m. b. H.):
H. Ferd. Hofmann J. Pau M. Harig
Wandensen Bülte W. H. H.

3. Das **Dr. Hartig**
Raffiner **Lehrführer**